

Suhrkamp

George
Steiner
Sprache
und
Schweigen

Essays über Sprache, Literatur
und das Unmenschliche

suhrkamp taschenbuch 123

Mit diesem Werk, das in viele Sprachen übersetzt wurde, erregte George Steiner internationales Aufsehen. Es ging um die Frage: »Verflechten sich die Wurzeln des Unmenschlichen mit denen der Hochzivilisation? Ist es möglich, daß im klassischen Humanismus selbst, in seiner Neigung zur Abstraktion und zum ästhetischen Werturteil, ein radikales Versagen angelegt ist?«

Steiners Buch beginnt mit dem prekären Problem des Überlebens nach Auschwitz und mit dem noch prekäreren des Überlebens der Kultur, die sich angesichts der Katastrophe selbst in Frage stellen lassen muß. Im einzelnen beschäftigt sich Steiner dann mit der deutschen Nachkriegsliteratur und der besonderen Situation in Deutschland, mit dem Werk von Lévi-Strauss, dem »Vater des Strukturalismus«, mit Leo Trotzki, Georg Lukács und dem Verhältnis von Literatur und Kommunismus.

Die zentrale Frage nach dem Verhältnis von Barbarei und Zivilisation wird weiterverfolgt in Steiners Essay »In Blaubarts Burg« (st 77), das eine Art Manifest des Autors über die gegenwärtige Situation der Kultur darstellt.

George Steiner
Sprache und Schweigen

*Essays über Sprache, Literatur
und das Unmenschliche*

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe *Language and Silence*,
Atheneum New York, 1967. Deutsch von
Axel Kaun

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1973

suhrkamp taschenbuch 123

Copyright © 1958, 1960, 1961, 1962, 1963,
1964, 1965, 1966, 1967 by George Steiner.

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag

Frankfurt am Main 1969

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-36623-3

Inhalt

An den deutschen Leser	7
Eine Art Überlebender	15
Menschliche Bildung	39
Der Rückzug aus dem Wort	53
Der Dichter und das Schweigen	90
Das Pythagoreische Genre	118
Ein Orpheus mit seinen Mythen: Claude Lévi-Strauss	138
Das hohle Wunder	155
Anmerkung zu Günter Grass	177
Postscriptum	188
Marxismus und Literaturkritik	209
Georg Lukács und sein Pakt mit dem Teufel	235
Ein ästhetisches Manifest	257
Die Schriftsteller und der Kommunismus	269
Trotzki und die tragische Einbildung	282
Literatur und Nachgeschichte	305

Das Erscheinen dieses Buches in Deutschland ist für mich ein komplexes Ereignis. »Sprache und Schweigen« kommt in mehreren Übersetzungen heraus, auf Ungarisch, Schwedisch und sogar auf Japanisch. Die deutsche Ausgabe jedoch ist eine Sache für sich.

Mein Vater stammt aus einem kleinen Dorf nördlich von Prag. Er kam in jungen Jahren nach Wien, später machte er Karriere in Paris und New York. Diese Wanderschaft, diese Verquickung des Privaten mit den Weltkrisen, läßt seine persönliche Existenz als typisch für unser verworrenes Jahrhundert erscheinen. Er starb als ein Reisender. Meine Mutter ist Wienerin, ihre Vorfahren kommen teils aus Osteuropa, teils aus dem Elsaß, und die Vielfalt der Kulturen und Sprachen haben ihr Naturell geprägt. Ich wurde in Paris geboren und ging dort auf eine amerikanische Schule. In New York, wohin ich im Krieg übersiedelte, besuchte ich das französische Lyzeum, das damals, in dieser Periode des Exils, hervorragende Lehrer hatte. Beendet habe ich meine Ausbildung in Oxford, und seit einigen Jahren lebe ich meist in England.

Aber obwohl ich in Frankreich aufgewachsen bin und auf der Schule eine englische Ausbildung erfahren habe (da mein Vater im Englischen die Kraft der Zukunft spürte), sind mein intellektueller Hintergrund und meine Empfindungsweise mitteleuropäisch geblieben. Mein Vater vertrat in seinem geistigen Habitus, in den intellektuellen wie psychologischen Werten, die er mir übermittelte, jenen spezifischen Humanismus, der von Lessing bis zu Freud reicht. Einen Humanismus, der seine Wurzeln im Hellenismus Winckelmanns und im Rationalismus der Aufklärung hatte; der in Goethe den Meister europäischen Geistes und in Heine das besondere Genie des Unbehausten sah. Es war eine Tradition, die deut-

liche Spuren des Radikalismus von Ibsen, Zola und Tolstoi aufnahm und ein ambivalentes Verhältnis zu Wagner entwickelte. Die Dreyfus-Affäre war die Siegesstunde solcher Geisteshaltung; aber auch Anlaß zu böser Vorahnung. Mit Marx, Freud und Einstein, mit Schönberg, Kafka und von Neumann schuf dieser mitteleuropäische Humanismus, in seiner jeweiligen Beziehung zu Berlin, Wien, Prag, Paris und Budapest, ein gut Teil des Stils und der geistigen Verfassung moderner Gesinnung.

Es handelt sich natürlich um ein vielseitiges Phänomen. Ganze Welten trennen den messianischen Radikalismus eines Marx vom Stoizismus Freuds oder der rationalen Mystik Wittgensteins. Aber eine der Hauptenergien in dieser ganzen Bewegung läßt sich dennoch klar definieren: es war die – teils harmonische, teils gespannte – Kongruenz von Deutschen und Juden. Dieser Kongruenz entspringt eine der tragischsten aber auch phantastisch-produktivsten Mutationen der Geschichte. Von ungefähr 1790 bis 1933 (danach kam noch der bemerkenswerte Epilog des amerikanischen Exils) hatte der sich emanzipierende Jude an der deutsch-österreichischen Kultur regen intellektuellen, künstlerischen und wissenschaftlichen Anteil. Die Ursache, daß die Juden gerade im deutschen Bereich Möglichkeiten der Selbstverwirklichung fanden, wie sie ähnlich, hundert Jahre früher, nur das arabische Spanien geboten hatte, hängt vielleicht damit zusammen, daß auch Deutschland selbst erst spät – und nach einer langen Zeit grausamer Zerstückelung – seine Identität erfuhr. In der Bibliothek meines Vaters – und diese Bibliothek war mein eigentliches Schulzimmer – standen Lessing, Goethe, Schopenhauer und Thomas Mann neben Spinoza und Herzl als die selbstverständlichen Stimmen europäischer Menschlichkeit. Sogar das Wort »Mensch« hat für mich einen klaren deutsch-jüdischen Klang.

Der Nazismus und sein natürlicher Verbündeter, der Stalinismus, haben diesen mitteleuropäischen Humanismus eingeäschert. Das Menschenbild, mit dem mein Vater aufwuchs

und das er mir weitergab, wurde unter Folterqualen ausgelöscht. Im Rückblick heute sieht man das Wetterleuchten des aufkommenden Unheils. Mag sein, daß die Beziehungen zwischen Deutschen und Juden von Anfang an zu intensiv gewesen sind. In beiden Völkern war ein Potential für das menschliche Äußerste angelegt: auf der einen Seite die Latenz der unbedingten Bestialität, der willkürlichen Ausbreitung des Menschen bis an die Grenze des Unmenschlichen; auf der anderen Seite eine furchtbare Fähigkeit zum Leiden. Diese beiden Anlagen hatten sich ineinander verstrickt wie Folterknecht und Opfer. Kafkas »In der Strafkolonie« ist die große Parabel dieser obszönen Verkettung. Wie bei einem Brudermord war auch hier das Ergebnis das eines desolaten Gleichgewichts: das europäische Judentum und jener Teil des europäischen Genius, der dem Judentum zu sich selbst verhalf, sind vernichtet, und Deutschland ist in gewisser Hinsicht genau so zersplittert, genauso seiner menschlichen Zukunft beraubt wie nach dem Dreißigjährigen Krieg.

Ein Schriftsteller kann das Thema, das ihn gefangen hält, nicht wählen; es wählt ihn. Meine ganze Arbeit dreht sich um die vordringliche Frage: verflochten sich die Wurzeln des Unmenschlichen mit denen der Hochzivilisation? Auschwitz kam nicht aus dem Dschungel, nicht aus der Steppe. Die Barbarei überfiel den modernen Menschen im Zentrum der Kultur, der Künste, der universellen Bildung und des naturwissenschaftlichen Wunders. Nur wenige Kilometer entfernt von einigen der schönsten Museen, Bibliotheken, Konzertsälen verpestete Dachau die Luft. Männer, die bei Tag folterten, Kinder erhängten, lasen abends Rilke, hörten Schubert. Das ist ein ontologisches Rätsel, das Mysterium des zivilisierten ennui oder des Bösen, und es stellt für mich die Zukunft des Menschen überhaupt in Frage. Wenn die humanistischen Wissenschaften nichts zur Humanisierung beitragen, wenn derselbe Mensch Bach spielen und das Wilnaer Ghetto in Brand stecken kann, wo bleibt da die Zivilisation? Warum erziehen, warum lesen? Ist es möglich, daß im klassischen

Humanismus selbst, in seiner Neigung zur Abstraktion und zum ästhetischen Werturteil, ein radikales Versagen angelegt ist? Kann es sein, daß Massenmord und jene Gleichgültigkeit gegenüber den Greueln, die dem Nazismus Vorschub geleistet hat, nicht Feinde oder Negationen der Zivilisation sind, sondern ihr gräßlicher aber natürlicher Komplize?

Solche Fragen zu beantworten, wird in der vorliegenden Sammlung von Essays nicht einmal versucht. Mein Buch soll dazu beitragen, diese Fragen klarer zu stellen. Es will darauf hinaus, daß die Hoffnung des Menschen auf den Menschen überprüft werde.

Beinahe zwangsläufig befaßt sich »Sprache und Schweigen« immer wieder mit Fakten des Nationalsozialismus und mit dem inneren Leben der deutschen Sprache. In dem Maße, wie die Sprache das eigentliche Element menschlichen Verhaltens ist, äußern sich in ihr auch die Spuren der extremen Krise des Menschlichen. Die schlimmste Barbarei hätte auch anderswo ausbrechen können: das Frankreich nach der Dreyfus-Affäre schien das gegebene Terrain. Aber der Ausbruch geschah in Deutschland, und wer immer sich mit der verletzlichen und möglicherweise dämonischen Natur der Zivilisation beschäftigt, wird nicht umhin können, Beziehungen aufzudecken zwischen der Welt Goethes und dem Lager Belsen. Was ich 1958 über die deutsche Sprache geschrieben habe, war vielleicht überspitzt oder gar irrig. Die Entwicklung der deutschen Literatur in jüngster Zeit mag es widerlegen. Ich bin solcher Widerlegung aber nicht gewiß, – jedenfalls nicht in einem Augenblick, da führende deutsche Autoren sich zum Schweigen entschließen, in einem Augenblick, da es so deutliche Anzeichen eines gewalttätigen Philistertums, eines neuen Angriffs auf die Werte von Bildung und Toleranz gibt.

Es wäre für einen Juden und einen Humanisten müßig, Deutschland »zu verzeihen«. Niemand hat ein Recht, das Wort Verzeihung zu gebrauchen, schon gar nicht der, der selbst die Todeslager nicht erlebt hat. Es gibt Realitäten, die zu groß sind für Haß oder Vergebung. Nur eins darf man

nicht zulassen: das Vergessen. Mit jedem Vergessen sterben die Gefolterten und Verbrannten ein zweites Mal. Daher hat das Erscheinen meines Buches auf Deutsch für mich Vorrang, bedeutet aber auch besondere Pein. Denn es liegt nun in einer Sprache vor, die zum großen Teil meine eigene ist, aber auch die des exemplarischen menschlichen Versagens. Dialog ist ein leichtfertiger Ausdruck, und es ist dafür noch viel zu früh. Vielleicht sollten Deutsche und Juden nicht miteinander sprechen, sondern jeder mit sich selbst, so klar und unerbittlich wie nur möglich. Dann wird der andere zuhören. Und in diesem Hinhören ereignet sich vielleicht aufs neue das verlorene Wunder eines lebendigen Echos.

Juni 1969

George Steiner

Essays über Sprache, Literatur und das
Unmenschliche

Eine Art Überlebender

Für Elie Wiesel

Nicht buchstäblich. Dank der Voraussicht meines Vaters, die er bewiesen hatte, als er Wien im Jahre 1924 verließ, kam ich im Januar 1940 nach Amerika, während des Krieges also, der noch kein richtiger Krieg war. Wir hatten Frankreich, wo ich geboren und aufgewachsen bin, in Sicherheit verlassen. So geschah es, daß ich nicht dort war, als die Namen aufgerufen wurden, daß ich nicht mit den andern Kindern, mit denen ich aufgewachsen war, auf dem offenen Platz stand oder mitansah, wie Vater und Mutter verschwanden, wenn die Waggon-türen aufgeschoben wurden. Aber in einem anderen Sinne bin ich ein Überlebender und nicht ganz unversehrt. Wenn ich heute mit meiner eigenen Generation den Kontakt verloren habe, wenn das, was mich verfolgt und mein Denken und Fühlen beherrscht, vielen, mit denen ich jetzt eigentlich eng zusammenarbeiten sollte, etwas abseitig und künstlich erscheint, dann weil das dunkle Mysterium dessen, was sich auf europäischem Boden abgespielt hat, für mich unlösbar mit meiner Identität verknüpft bleibt. Eben deswegen, weil ich nicht dabei war, weil ein glücklicher Zufall meinen Namen im Register getilgt hatte.

Oft gingen die Kinder allein, oder sie klammerten sich an die Hände Fremder. Manchmal sahen die Eltern sie vorbeiziehen und getrauten sich nicht, sie bei Namen zu rufen. Und damit verschwanden sie. Gewiß nicht, weil sie etwas getan oder gesagt hatten, sondern weil ihre Eltern vor ihnen existierten. Das Verbrechen, jemandes Kind zu sein. Während der Nazi-zeit gab es keine Absolution, kein Ende. Und heute? Die Entschlossenheit, Juden totzuschlagen, sie von der Erde zu vertreiben ganz einfach weil sie *da* sind, ist immer irgendwo lebendig. Gewöhnlich wird der Vorsatz gemildert oder tritt in

belanglos trivialen Ausbrüchen auf – die schlüpfrige Zote an der Haustür, der Steinwurf durchs Schaufenster. Aber es gibt auch Bereiche, und dies gerade heute, wo die mörderische Absicht ernst werden kann: in Rußland, in einigen Teilen von Nordafrika, in gewissen lateinamerikanischen Ländern. Und wo morgen? Manchmal wird mir bange, wenn ich meine Kinder betrachte, oder sie in der Stille des Zimmers atmen höre, denn ich habe die Bürde eines uralten Hasses auf ihre Schultern gelegt und Grausamkeit an ihre Fersen geheftet. Vielleicht kann ich eines Tages nicht mehr tun, um sie zu beschützen, als die Eltern jener dahingegangenen Kinder.

Diese Furcht liegt ganz dicht neben der Art und Weise, wie ich von mir selbst als Jude denke. In der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts ein europäischer Jude gewesen zu sein, hieß das Urteil über seine eigenen Kinder sprechen; es hieß, ihnen einen Zustand aufnötigen, der beinahe jenseits des rationalen Begreifens lag. Und es kann wieder dahin kommen. Ich muß damit rechnen, es ist die entscheidende Klausel, solange die Erinnerung lebendig ist. Wir Juden leben vielleicht enger mit unseren Kindern zusammen als andere Menschen; sie können unserem Schatten nicht entinnen, so sehr sie sich auch darum bemühen.

Das ist meine eigene Definition, meine persönliche, denn für andere Juden kann ich nicht sprechen. Selbstverständlich haben wir alle etwas Gemeinsames. Wir haben eine ausgesprochene Neigung, uns gegenseitig zu erkennen, wo immer wir uns begegnen, fast auf den ersten Blick, durch einen Kunstgriff des Gefühls, durch das Dunkel, das wir mit uns schleppen. Aber beilegen, klären muß das jeder für sich selbst. Hier liegt die eigentliche Bedeutung der Diaspora, des zersplitterten und verdünnten Glaubens.

Dem Orthodoxen muß meine Definition allzu kühn und seicht erscheinen. Schließlich hat es ganze Gemeinden gegeben, die eng verbunden bis ans Ende zusammenhielten. Es hat Kinder gegeben, die nicht geschrien und gejammert, sondern *Sch'ma Yisrael* gebetet haben und die Augen weit offen

hielten, denn nur einen Schritt hinter der Leichengrube lag ja SEIN Reich; nicht so viele, wie manchmal behauptet wird, waren es, aber es *gab* solche Kinder.

Für den Glaubensstarken ist die Qual und das Blutbad von sechs Millionen nur ein Kapitel, nur eines im jahrtausendalten Dialog zwischen Gott und dem Volke, das ER auf so schreckliche Weise auserwählt hat. Obwohl die jüdische Religion eine dogmatische Eschatologie nicht besitzt (sie überläßt die Vorstellung von einer Transzendenz dem einzelnen), kann der orthodox gläubige Jude doch für sich über die Lager als einem Vorhof zum Hause Gottes nachsinnen, als ein zwar nahezu unerträgliches, aber deutliches Mysterium SEINES Willens. Wenn er seine Kinder in den Gebeten und Riten unterweist (mein eigener Zugang zu ihnen war der über die Geschichte, nicht über den Beistand des Glaubens), wenn sie an hohen Feiertagen an seiner Seite singen, betrachtet der fromme Jude sie nicht mit Furcht, nicht als Geiseln, die die Verdammnis seiner Liebe tragen, sondern mit Stolz und Freude. Durch sie soll das Brot gesegnet und der Wein geheiligt bleiben. Am Leben sind sie, nicht infolge eines bürotechnischen Versehens in einem Gestapoamt, sondern weil sie nicht weniger als die Toten ein Teil der göttlichen Wahrheit sind. Ohne sie wäre die Geschichte leer. Der orthodoxe Jude definiert sich selbst (was ich persönlich nicht kann) im reichen Leben seines Gebetes, als eine Erbschaft, die zugleich tragisch und strahlend ist. Den lebendigen Widerhall seines eigenen Seins erntet er aus den Stimmen seiner Gemeinde und aus der Heiligkeit des Wortes. Seine Kinder sind wie in Gesang verwandelte Nacht.

Der orthodoxe Jude würde mir nicht nur mit dem Hinweis auf meinen Mangel an Kenntnis und Zugehörigkeit zur Gemeinde das Recht absprechen, in seinem Namen zu sprechen, er würde auch sagen, »du bist nicht wie wir, du bist nur äußerlich, dem Namen nach ein Jude«. Was genauestens stimmt. Aber die Nazis machten aus dem bloßen Namen unumgänglichen und hinreichenden Grund. Sie haben nicht

danach gefragt, ob einer jemals zur Synagoge gegangen war, ob seine Kinder hebräisch verstanden. Der Antisemit ist kein Theologe; aber seine Begriffsbestimmung ist umfassend. Demnach wären wir alle gemeinsam gestorben, die orthodoxen sowohl wie ich. Und die Goldzähne wären uns aus unseren toten Mündern gerissen worden, ob wir nun gesungen oder nicht gesungen haben.

Um das Ungeheuerliche zu begreifen, kommen dem Verstand zwei Stellen aus dem 2. Buch Mose zu Hilfe. Es mag sein, daß sich in den kanonischen Text archaische Textstellen oder Übersetzungsfehler eingeschlichen haben, mir aber dient er, ähnlich wie Poesie und dichterische Metapher, indem er nämlich phantasievolle Logik für eine grauenhafte Möglichkeit anbietet. Das zweite Buch Mose, Kapitel 4, Vers 24 spricht davon, wie Gott danach trachtete, Moses zu töten: »Und als er unterwegs in die Herberge war, kam ihm der HERR entgegen, und wollte ihn töten.« Ich lege mir das so aus, daß Gott von einer schauerhaften Erbitterung gegen die Juden erfaßt wurde, einem Volk gegenüber, welches IHN ja zu einem mitverantwortlichen Partner an der geschichtlichen Entwicklung und Struktur des menschlichen Daseins gemacht hat. Vielleicht wollte ER gar nicht beteiligt sein; vielleicht hat das Volk sich IHN erwählt, in der Oase von Kadesch, und hat IHM die Bürden der Gerechtigkeit und des heiligen Zorns aufgedrängt. Es kann durchaus sein, daß die Juden IHN am Rockzipfel gepackt und auf Kontrakt und Dialog bestanden haben. Vielleicht noch ehe Gott oder der Mensch für diese Annäherung bereit waren. Dementsprechend treten, ähnlich wie in der Ehe oder in dem Band zwischen Vater und Sohn, Momente auf, wo die Liebe in etwas umschlägt, was ihr sehr verwandt ist: in reinen Haß.

Bei der zweiten Textstelle handelt es sich um 2. Mose, Kapitel 33, Vers 22/23. Moses befindet sich wieder einmal auf dem Berge Sinai und bittet um einen Satz neuer Gesetzestafeln (seit eh und je nörgeln wir an IHM herum und verlangen doppelt und dreifach nach Gerechtigkeit und Vernunft). Es

folgt eine seltsame Zeremonie des Wiedererkennens: »Wenn denn nun meine Herrlichkeit vorübergeht, will ich dich in der Felskluft lassen stehen und meine Hand ob dir halten, bis ich vorübergehe. Und wenn ich meine Hand von dir tue, wirst du mir hintennach sehen; aber mein Angesicht kann man nicht sehen.« Hier mag der entscheidende Anhaltspunkt liegen: Gott kann sich ja auch abwenden. Es können Minuten oder Jahrtausende vergehen, – ist unsere Zeitrechnung auch SEINE? – da ER den Menschen eben nicht sieht, da ER in die *andere Richtung* blickt. Und warum? Vielleicht, weil infolge eines kleinen vertrackten Konstruktionsfehlers das Universum zu umfangreich für SEINE Übersicht ist, weil eben irgendwo der millionste Teil eines Zentimeters, mehr braucht es gar nicht zu sein, für IHN außer Sicht liegt. Also muß ER sich umwenden, um dort auch hinzuschauen. Und kehrt Gott der Menschheit den Rücken zu, heißt die Geschichte Belsen. Falls der orthodoxe Jude meine Definition, beziehungsweise diesen Gebrauch des heiligen Wortes als Metapher und Paradoxon, nicht zulassen kann, dann darf es der Zionist oder der heutige Israeli ebensowenig. Sie stellen zwar die Katastrophe nicht in Abrede, aber sie wissen auch, daß sie reiche Ernte getragen hat. Aus dem Entsetzen kam die neue Chance. Der Staat Israel ist unzweifelhaft ein Vermächtnis des deutschen Massenmordes. Hoffnung und Entschlußkraft entspringen aus der menschlichen Fähigkeit zu vergessen, aus dem Instinkt notwendigen Vergessens. Der israelische Jude kann es sich nicht leisten, zu oft zurückzublicken; seine Träume dürfen nicht in die Nacht, sie müssen in den Tag gerichtet sein, es müssen Zukunftsträume sein. Drum laßt die Toten die Toten begraben. SEINE Geschichte ist nicht die ihre – die hat gerade erst begonnen. Jemandem wie mir gegenüber könnte der Jude aus Israel geltend machen: »Warum bist du nicht hier? Wenn du schon für das Leben deiner Kinder fürchtest, schick sie doch hierher und laß sie mitten unter ihresgleichen aufwachsen. Warum sollen sie mit deinen eigenen vielleicht mehr literarischen, vielleicht mehr masochistischen Erinne-